

Land der Bastler und Tüftler

Viele Menschen in der DDR bewiesen großen Erfindergeist. Drei Berliner Journalisten haben einige der Innovationen für ein Buch gesammelt – bleibende und in Vergessenheit geratene / Von Boris Kruse

Ein Auto mit dem Kosenamen „Rennpappe“ und die Dederon-Kittelschürze, Marzipan-Ersatz aus Pistazien und der grüne Pfeil für Rechtsabbieger – so oder ähnlich kennen viele die DDR. Es sind einige wenige ikonische Produkte, die bald drei Jahrzehnte nach dem Untergang des Staates die Erinnerung zu einem Klischeebild erstarren lassen. Zu einer verschrobenen Mischung aus Mangelwirtschaft, surrealen Planvorgaben und dem Bedürfnis, es in Punkto Lebensstandard doch irgendwie mit dem Westen aufzunehmen.

Es liegt auf der Hand, dass dies nicht alles gewesen sein kann. Tatsächlich wurde bis zuletzt auch in der DDR Spitzentechnologie produziert, die durchaus dem oft verspotteten Anspruch gerecht wird, „Weltniveau“ zu erreichen. Und die zum Teil bis heute in der Industrie fortwirkt. Die künstliche Bandscheibe zum Beispiel, die zwischen 1982 und 1984 an der

Das planwirtschaftliche „Neuererwesen“ brachte nur selten den erhofften Innovationsgeist

Berliner Charité entwickelt wurde. Oder die sogenannten Schraubverdichter für Kältetechnik, entwickelt am Berliner VEB Kühlautomat, die bis heute ihren Dienst in vielen Kühlhallen verrichten. Das entscheidende Patent dazu, das von dem Ingenieur Dieter Mosemann geführt wird, war nebenbei das letzte der DDR.

Drei junge Berliner Journalisten haben sich daran gemacht, die Geschichte des Erfindergeistes in der DDR aufzuschreiben. Mandy Ganske-Zapf, Dennis Grabowsky und Robert Kalimullin sind kreuz und quer durch die östlichen Bundesländer gereist, sie haben Archive durchforstet und mit Forschern und Zeitzeugen gesprochen. Sie entdeckten dabei neben aufwendigen Prestigeprojekten wie den genannten auch manche technologische Sackgasse und einige Skurrilitäten, die im Rückblick zwar schmunzeln lassen, aber auch zeigen, wie sich findige Tüftler mit einfachen Mitteln zu helfen wussten.

Als da wären: Rasenmäher Marke Eigenbau mit umfunktionierten Waschmaschinenmotoren. Oder riesenhafte pyramidenförmige Camping-Dachzelte für den



Therapeutisch wertvoll: Renate Müller arbeitet an einem Nilpferd.



Heute Weltmarktführer in einem Spezialgebiet: Die Mecklenburger Metallguss GmbH (MMG) in Waren baut Propeller für Container- und Kreuzfahrtschiffe. Auf hundertstel Millimeter genau werden die tonnenschweren Schiffsantriebe gefräst und geschliffen. Foto: dpa/Jens Büttner



Kulinarische Innovation für Eilige: Je eine Packung Tempo-Bohnen und Tempo-Erbsen aus DDR-Produktion. Foto: dpa/Patrick Pleul

Trabant, die das kleine Plaste-Mobil mit seinen runden Scheinwerfern aussehen ließen wie das Gesicht eines Zwerges unter seiner Zipfelmütze. Von der Spielzeugdesignerin Renate Müller aus dem thüringischen Sonneberg kommt die Idee, robust gewirkte Kuscheltiere in der Therapie von Kindern einzusetzen.

Die Liste ist lang, und sie hätte auch noch länger werden können, als das Buch glauben macht, wie Co-Autor Dennis Grabowsky bereitwillig zugibt: „Wir hätten auch noch einen zweiten Band füllen können.“ Allein – der mit dem Verlag vereinbarte Drucktermin verhinderte die gebotene Ausführlichkeit. So sind es rund 20 Einzelbeiträge über bestimmte Innovationen geworden. Wo immer möglich, sind die Autoren für ihre Recherchen an die früheren Produktionsstätten gefahren. „Oft gibt es auch nichts mehr zu sehen“, sagt Dennis Grabowsky.

Zu den Leuchttürmen im Ostsee gehört heute die Mecklenburger Metallguss GmbH (MMB) mit Sitz in Waren an der Müritzer. Entstanden 1949 auf Anordnung der Sowjetmacht, weil Schiffsschrauben für die Werften an der Ostsee benötigt wurden, baut der Rechtsnachfolger des damaligen Betriebes heute die größten Schiffspropeller der Welt. Sie treiben riesige Container- und Kreuzfahrtschiffe wie die „Queen Mary 2“ über die Ozeane.

Eine Erfolgsgeschichte, die weitgehend im Windschatten eifertig vorangetriebener Prestigeprojekte aufblühen konnte, ist die der heutigen Lautsprecherfirma Musikelectronic aus der sächsischen Kleinstadt Geithain. Gegründet 1960 als Reparaturbetrieb für Rundfunkgeräte mit der Rechtsform einer Produktionsgenossenschaft des Handwerks (PGH), wurde der Betrieb 1972 enteignet und in einen VEB umgewandelt.



Erfolgsgeschichte mit Innovationsstau: Für den Trabant 601 gab es zu lange keinen Nachfolger.

Montiert wurden die Lautsprecher lange bei Statron in Fürstentwalle. Unternehmensgründer Joachim Kiesler, ein leidenschaftlicher Tüftler und Klangperfektionist, hatte jedoch weiterhin freie Hand. Er entwickelte nicht nur einen kugelförmigen Lautsprecher für Autos, sondern auch eine elektronische Kirchenorgel.

Vor allem aber brachte er 1984 einen Koaxiallautsprecher zur Serienreife – einen Klangwandler, bei dem die einzelnen Membranen auf einer Linie voneinander angeordnet sind. Das ermöglicht eine räumlich präzise Wiedergabe. Die Lautsprecher aus Sachsen sind heute in vielen Tonstudios und beim Rundfunk Standard. Die Weichen dafür wurden noch vor der Wende gestellt, als die ARD die hochpräzisen Lautsprecher aus Geithain für sich entdeckte und einen Großauftrag in Bestellung gab. Viel Kreativität in Nischen und unerwarteten Freiräumen also, da-

von legt das Buch Zeugnis ab. Die Planwirtschaft selbst hingegen hat sich nur selten als echter Innovationstreiber erwiesen. Daran vermochte auch das „Neuererwesen“ nicht viel zu ändern, ein an Betrieben ausgereifter Wettstreit um die besten Ideen, mit dem Ziel, die Produktivität zu erhöhen.

Häufig war der Mangel die Triebfeder für Innovatives. „Das ist ein Vorteil einer Gesellschaft, in der man nicht alles kaufen kann“, argumentiert Dennis Grabowsky, der hauptberuflich bei einer PR-Agentur in Berlin tätig ist. Er wünscht sich nach Abschluss seiner Recherchen für die Gegenwart „das Beste aus beiden Welten“. Aber wie das funktionieren könnte, „das weiß ich auch nicht“.

Mandy Ganske-Zapf, Dennis Grabowsky und Robert Kalimullin: „Erfindungen aus der DDR“, Verlag Bild und Heimat, 128 S., 14,99 Euro



Mit Fingerspitzengefühl: Ocularist Jan Müller-Urri bearbeitet ein Glasauge. Foto: dpa/Andreas Arnold

angepassten Prothese – hervorragende kosmetische Ergebnisse erzielt werden“, sagt Wollring.

Ein gut gemachtes Glasauge ist vom natürlichen Auge kaum zu unterscheiden. Müller-Urri achtet

nicht nur auf die Farbe der Iris, sondern auch auf das Augenweiß. Es ist bei manchen Menschen gelblich, bei anderen eher bläulich. Über dem Bundesbrenner bildet er auch feine Äderchen nach.

Was macht eigentlich –

Dieter Dornig?



Stillstand kennt der in München und Berlin lebende Sänger nicht. Von Michael-Peter Jachmann

Dieter Dornig hat noch einmal richtig Fahrt aufgenommen – wer seine Diskografie der letzten fünf Jahre anschaut, staunt, wie viele Singles der gebürtige Zittauer und heutige Berlin-Münchener oder München-Berliner in dieser Zeit aufgenommen hat. Schlager, in denen es natürlich um Liebe geht, aber auch Lieder mit engagierten Texten, die zeigen, dass er ein Mensch ganz aus dem Hier und Heute ist.

Am 15. Juni hat er seine neueste Single, „Sie ist kein Engel“, veröffentlicht. Eine richtig tanzbare Nummer, die den Rhythmus in die Beine trägt. Und da ist „Hey, Mensch“ – eine Single von August 2017. Ein Lied, mit dem Dornig auf die Verletzlichkeit unserer Welt aufmerksam macht, den Blick lenken will auf die Verantwortung von uns allen, etwas für die Menschlichkeit zu tun – „hey, Mensch, zeig doch Mut“!

Dornig bezieht bewusst Position. „Ich kann nicht so tun, als ob alles Friede, Freude, Eierkuchen ist – deshalb war ich sehr froh, als mir Rolf Wetzel dieses Lied geschrieben und angeboten hat.“

Auch schon in früheren Zeiten hat Dornig engagierte Lieder gesungen, Lieder, die mit schlagerhaften Mitteln Position beziehen. Seinen allerersten Hit 1978, „Mutter, ich hab dir solange nicht geschrieben“, kann man bereits dieser Gruppe zuordnen. Produziert hat ihn das DDR-Fernsehen für die Sendereihe „Klock 8, achtern Strom“, deren Redaktion ihn nach dem ersten Erfolg zur Mitwirkung in weiteren Folgen einlud. „Hier, wo ich einmal geboren bin“ (1984) und „Niemand weiß, wohin der Wind uns weht“ (1987) sind weitere Schlager dieser Kategorie, die bis heute für Dornig Gültigkeit besitzen – alle drei sind auf seinem jüngsten Album „Gestern und heute“ (Juli 2015) enthalten.

Sie bilden die Klammer zu seinem ersten Album von 1988, das Amiga veröffentlichte. Im selben Jahr verließ der Sänger die DDR, zog nach München, wo seine Mutter lebte. Ursprünglich kommt Dornig aus Oberherwigsdorf bei Zittau, erlernte den Beruf eines Drehers und studierte danach an einem Lehrerseminar in Bautzen. 1969 schaffte er es mit 18 Jahren bereits in die bekannte Talentensendung des Deutschen Fernsehfunks, „Herzklopfen kostenlos“ von und mit Heinz Quermann.

Ebenfalls 1969 heiratete er die Sängerin Friederike Doreen. Aus dieser ersten Ehe ging die gemeinsame Tochter Mandy hervor. Nachdem er den Berufsausweis als Schlagersänger erhalten hatte, wirkte er ab 1977 in Tourneeprogrammen der Konzert- und Gastspieldirektion mit.

Nach seinem Weggang in die BRD blieb Dornig der Musik treu, produzierte weitere Schallplatten, trat auch in Frankreich, Belgien und in den Niederlanden auf. Er begann zudem, eigene Texte zu schreiben. Allein acht Titel stammen auf dem neuesten Album aus seiner Feder, auch die jüngste Single hat er getextet.

Bei einem romantischen Menschen wie Dornig verwundert es nicht, dass er besonders viel für das Weihnachtsfest übrig hat – so singt er gern weihnachtliche Lieder. 2016 veröffentlichte er die Single „Der Weihnachtsmann auf dem Mountainbike“ und 2017 „Was macht der Weihnachtsmann in Afrika?“ Und er bereitet wieder eine Weihnachtssingle vor. „Das Lied heißt ‚Omas Geheimrezept‘, komponiert von Hayo Well. Ich werde es gemeinsam mit einem Kinderchor einsingen. Der Text stammt von zwei Frauen und erinnert mich auch an meine eigene Mutter. Weihnachtsbäckerei zu Hause, das hat etwas sehr Anheimelndes.“



Macht weiter Musik: Dieter Dornig heute und in den 80er-Jahren (Foto oben)

Fotos: mpj

Flach wie eine Scheibe

Ein Wiesbadener stellt Glasaugen her / Von Andrea Löbbecke

Wenn Ocularist Jan Müller-Urri eine von vielen Schubladen in seiner Praxis öffnet, blickt er in Dutzende Augen. Es sind Glasaugen mit allen denkbaren Iris-Farben, jedes ein Unikat. Müller-Urri wählt eines aus, das der natürlichen Augenfarbe des Patienten am nächsten kommt. Die endgültige Form gibt er dem Glasauge über einem Bunsenbrenner an seinem Arbeitsplatz im Institut für künstliche Augen, F. Ad. Müller Söhne OHG.

Das Wiesbadener Familienunternehmen stellt seit 1860 Glasaugen her. „Den Verlust eines Auges kann jeden treffen“, sagt Müller-Urri. Sei es durch Krankheit, eine Kriegsverletzung oder einen Unfall. Sein jüngster Patient sei ge-

rade 14 Stunden alt gewesen, sein ältester 104 Jahre.

Rund 50 Patienten betreut das Institut, erzählt der 53 Jahre alte Glasaugenmacher. Darunter seien auch vereinzelt Bundeswehrsoldaten, die etwa im Einsatz in Afghanistan verletzt wurden. Müller-Urri betreut seit einigen Jahren auch immer mehr Flüchtlinge. Deren überwiegende Zahl habe ihr Auge durch Minensplitter verloren.

Aus einem kugelförmigen Rohling formt der Ocularist die eigentliche Augenprothese. Sie gleicht einer flachen, gewölbten Scheibe, wie ein Stück aus einem 3D-Puzzle, und wird der individuellen Augenhöhle angepasst. „Viele Menschen denken, ein Glasauge wäre eine Kugel. Aber dann würde es sich

ja in der Augenhöhle unkontrolliert drehen“, sagt Müller-Urri. Die flachen Prothesen dagegen sitzen stabil hinter den Lidern.

Um die Patienten in Deutschland zu versorgen, arbeiten hierzulande gut 70 Ocularisten. Der Bundesverband der Augenärzte Deutschlands sieht die Patienten bundesweit gut mit Glasaugen versorgt. In der Regel könne der Arzt den Betroffenen sogar mehrere Augenkünstler zur Auswahl nennen, erklärt Sprecher Ludger Wollring. Der Augapfel werde nach Möglichkeit so entfernt, dass das Kunstauge durch die verbliebenen Augenmuskeln etwas mit bewegt werden kann. „Hierdurch können – in Verbindung mit einer in Größe und Aussehen gut